

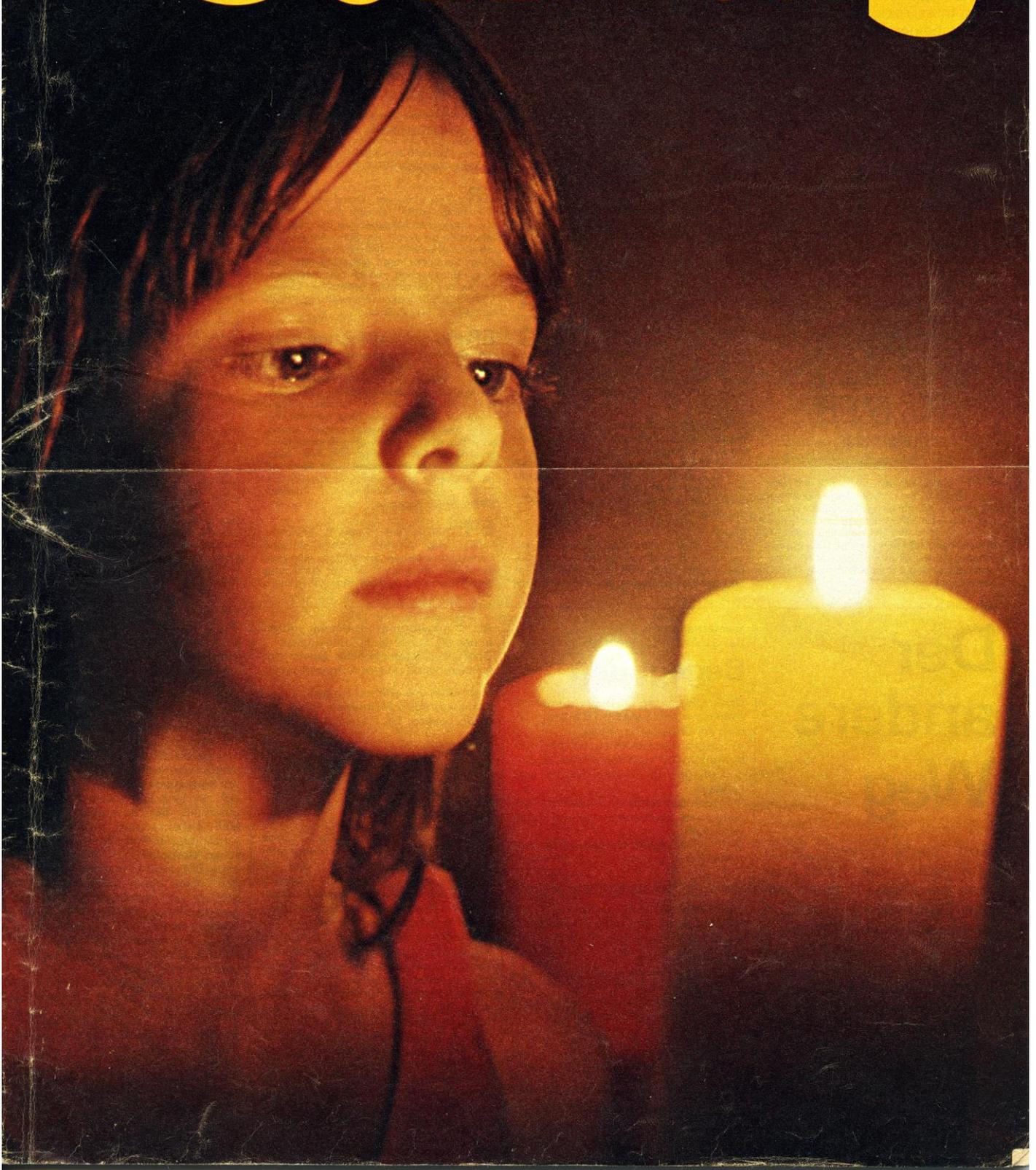
Nr. 52/53

Olten, 22. Dez. 1982

63. Jahrgang

Verkaufspreis Fr. 2.10

Sonntag



«Morgenlicht» Trogen:
Wo Benachteiligte wirklich
zu Hause sind

Schwache helfen Schwächeren



Verwirrend-verwinkelnd ist das Heim, das aus miteinander verbundenen Häusern besteht. Die Wände sind vollbehangen mit allem nur Denkbaren; es sammelte sich im Lauf der Jahre drinnen so an wie die Kollektion der Gartenzwerge draussen. Den Bewohnern scheint es Freude zu machen.

Es sind geistig Behinderte, schwere und weniger schwere Fälle. Einer wird schon vierzig Jahre betreut, andere 30, manche 20, nur wenige unter zehn Jahren. Sie sitzen vor dem Fernsehapparat, nicht viel anders als ungezählte Familien an diesem Wintersonntag. Und das ist denn auch der erste Eindruck: eine, wenn auch ungewöhnliche Familie. Ein Heim, das ein gemütliches Haus ist mit Patienten, die sich darin wohl fühlen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Betreuer, dem Mann, von dem wir wissen, dass er der Gründer ist. Sein Leben und seine Taten hören sich so verwirrend-verwinkelt an, wie es das Haus «Morgenlicht» ist. Doch spürt man auch hier das

Besondere, hat man auch hier das Besondere, dazu das Bedürfnis, mehr zu erfahren.

Es ist schwierig, wie bei allem Gewachsenen. Denn was gedeiht hier geradlinig, ohne Verästelung? Dazu kommt, dass Josef Kämpf uns nicht nur von diesem einen Heim erzählt, das er nun als letztes selber führt, sondern auch von den fünf anderen, alle einmal von ihm gegründet, heute selbstständig von Heimleitern geführt und in der Stiftung «Waldheim» zusammengefasst.

Wenn Josef Kämpf von seinen Patienten spricht, fährt er immer wieder auf und führt uns zu ihnen hin.

Da ist der Bolivianer, der Jüngste; seine Mutter, eine Schweizerin, hat zwei Jahre nicht mehr von sich hören lassen. Solches tut Josef Kämpf weh.

«Studi» macht Teppiche und lässt sich in seinem Eifer kaum bremsen; die beiden Patienten, die ihm zuschauen und ihn korrigieren, sind nachher überzeugt, selbst am Teppich mitgeküpfelt zu haben. Ein Herzlei-

den zwingt Otti, an diesem Föhntag zu liegen; er ist schon über vierzig Jahre im Heim und kam hierher als schwerer Fall nach mehrfachen Selbstmordversuchen.

Melchior erscheint mit der Kaffeemaschine, der Heimleiter muss ihm Pulver einfüllen. «Herr Freuler» sitzt am Fenster und liest Grimm's Märchen.

Martin zeigt den Bündel, mit dem er, als einziger, angebunden sein will. Im Haus drin ist's nötig, umso mehr kann er sich dann im Freien austoben. Wenn niemand Zeit für ihn hat, setzt er sich, weil er des ständigen Kontakts bedarf, zu Füßen von Josef Kämpf, der ihn dann am Rockkragen festhalten muss. Aber es kommt nicht allzu oft vor, denn die anderen Behinderten nehmen sich Martins an. Auch den gelähmten Ueli lassen sie nicht allein. Wenn sich nicht Johann um ihn sorgt, weil er daneben auch die Hühner und Gänse betreut, kümmert sich sein Bruder Fritzli um Ueli. Er wurde als Büblein ins Heim gebracht, fein angezogen mit Krawatte. Nie-

mand wollte ihn haben. «Wir nahmen ihn mit offenen Armen auf», erinnert sich Josef Kämpf, «und haben es nie bereut.» Heute ist Ueli so etwas wie der Sonnenschein im «Morgenlicht». Alle mögen ihn und bemühen sich um ihn.

Denn das ist eine weitere Besonderheit dieses Heims, in dem man so viele zufriedene, glückliche Gesichter sieht, strahlende Augen, die ausdrücken, was der Mund nicht zu sagen vermag: Die Stärkeren helfen den Schwächeren. Josef Kämpf hat alle in den täglichen Arbeitsprozess integriert. Einer der Burschen hält den Boden sauber. Ein anderer macht die Betten so musterhaft, dass er sie jedem Besucher zeigen will. Selbstverständlich wachen Josef Kämpf und seine Mitarbeiter über das Tun.

«Anschmorren
nicht erwünscht»

Man muss erlebt haben, wie Josef Kämpf mit seinen Patienten umgeht. Ruhig, geduldig, oft lobend, sich jedem zuwendend.



Typisch für Heimgründer Josef Kämpf: Wie immer von Felix begleitet, hilft er einem der geistig Behinderten

Ohne Schwester Margrith, gelernte Psychiatriepfegerin, lässt sich das Lebenswerk von Josef Kämpf kaum denken



In Josef Kämpfs Privatzimmer: Nicht wenige der Patienten sind sehr musikalisch



Immer wieder hört man ihn «bis so guet» sagen, und selbst wenn er zu klagen hat, tut er es nicht polternd. Dabei hätte er sicher immer wieder einmal Grund zur Schelte. Wenn der junge Kleptomane beispielsweise die Banknoten zerreisst, die er andern entwendet hat. Oder wenn die Schreibmaschine, eben repariert, schon wieder kaputt ist. Als Josef Kämpf bei dieser Gelegenheit etwas energischer protestierte, tat ihm ein Zettel, von einem Behinderten geschrieben, kund: «Anschornen am Morgen ist nicht erwünscht.»

Der Tag im Heim beginnt spät, Morgenessen ist erst um zehn Uhr, denn oft bleiben die erwachsenen Patienten abends auf, um fernzusehen. Dass er mit dieser flexiblen Tageseinteilung auf dem richtigen Weg ist, bekommt Josef Kämpf immer wieder, aus Altersheimen bestätigt: die Leute dort werden oft in ein starres Schema gepresst, müssen manchmal schon um fünf Uhr zu Bett, nur damit die Betreuer auf die Minute genau Feierabend haben. «Es gibt keine Idealisten mehr...»

Wenn er nach dem Frühstück die Büroarbeit erledigt – Zvieri gibt es zwischen zwei und drei, die Hauptmahlzeit ist am Abend – sitzen meist ein paar Patienten um Josef Kämpf herum, weil auch sie, auf Papier kritzeln, ihre «Bürostunde» haben. Immer neben ihm ist Felix. Er folgt ihm den ganzen Tag über auf Schritt und Tritt.

Josef Kämpf spricht frisch, scheint voller Pläne. Einzig wenn von der heutigen Generation die Rede ist, schüttelt er immer wieder einmal den Kopf. Wie alt Josef Kämpf sein mag? Im ebenfertig gewordenen Anbau – irgendwo im Haus, unter dem Haus, ums Haus herum wird stets gebaut – entdecken wir ein Zimmer mit Dekorationen, silberfarbig die Zahl «80». So unangenehm es ihm ist, es bleibt ihm nichts anderes übrig als zu gestehen, dass er im November eben diesen runden Ge-

burtstag feierte. Er spricht nicht gern darüber, obschon er sonst aus der Geschichte seines Lebens nicht eben einen Hehl macht. Im Büchlein «Ich ziehe meine Kreise» hat er sie sogar zusammengefasst.

Roter Faden ist das Diplom

In Basel geboren, stirbt seine Mutter, als er zwei Jahre alt ist. Sie soll in einem Hotel gearbeitet, sich aber mit dem Gedanken getragen haben, psychiatrische Pflegerin zu werden. Seine erste Pflegemutter, katholisch, ist gut zu ihm und ein Grund dafür, weshalb sich Josef später mit dem Plan befasst, in ein Kloster einzutreten. Da sie ein zweites Pflegekind zu sich nimmt, lernt er früh, sich in der Säuglingspflege zu üben. Als er zehn Jahre alt ist, stirbt die Pflegemutter. «Seither habe ich nie mehr zu jemandem (Mutter) gesagt im wahren Sinn.»

Drei Tage später wird er von der Schwägerin der Verstorbenen abgeholt. Er sei doch gewohnt, Kinder zu hüten – sie hat deren sechs und ihr Mann ein Transportgeschäft mit Schiffen auf dem Thunersee. Wenn er aus dem Rumpf Wasser pumpen muss, kommt er sich wie ein Galeerensträfling vor.

Dann kommt er für drei Jahre zu einem sehr strengen Bauern. Keine rechte Kleidung, viel Prügel mit dem Lederriemen, schuftete wie ein Arbeitstier. Der nächste Bauer ist auch Förster, vermögend, doch geizig. Aber er lernt alle landwirtschaftlichen Arbeiten bis hin zum Dachflicken. Nach dem Tod des Mannes gestehen Frau und Sohn, wie sehr sie Josefs Arbeit – auch das Kochen – schätzen. Der Sohn will ihn gar adoptieren. Aber Josef träumt von einem eigenen, schuldenfreien Heimwesen...

Neun Schuljahre hat er hinter sich gebracht, mehr hätte er zweifellos geschafft. Es wird ihm dies immer etwas zu den-

ken geben. Nach ein paar Monaten bei einem netten Bauern im Freiburgischen und einem Probemonat Schneiderlehre, lässt er sich in einem Kolonialwarengeschäft in Thun anstellen, wo ihm sein Kopfrechnen zugut kommt. Aber dann will er es wissen: Mit 19 Jahren stellt er sich in der psychiatrischen Klinik Waldau vor. Er möchte Pfleger werden. Dafür aber, erfährt er, sei er noch zu jung. Deshalb arbeitet er in einer Hotelküche, in einem landwirtschaftlichen Grossbetrieb. Zivildienst nach einem Bergsturz im Tessin. Vorbereitung auf den Pflegerberuf in einem Bündner Kinderheim, drei Jahre lang, denn es gefällt ihm ausgezeichnet. Im Heimleiterhepaar lernt er die ersten wahren Christen kennen, «die leben, was sie predigen». Aber er ist nun 26. Und er will sein Examen machen. Das Diplom bestimmt sein künftiges Leben.

In der Psychiatrischen fängt er mit der schlimmsten, der Zellenarbeit an. Er erlebt Selbstmordversuche, einer der Patienten will ihn auch erwür-

gen. Nach anderthalb Jahren lässt ihn der Direktor wissen, dass er in dieser Anstalt genau das nicht machen kann, worauf sich sein ganzes Streben richtet: das Diplom. Es gelingt ihm, in einen andern Kanton überzuwechseln, wo das Arbeitsklima allerdings viel schlechter ist. Aber er besteht die Diplomprüfung. Er bleibt, obschon er neben dem Wachaal schläft, fast Tag und Nacht im Dienst ist und viel Trauriges erlebt, alles in allem neun Jahre. Er kündigt erst, als er fürchtet, selbst schwermütig zu werden.

Milieuwechsel. Im Welschland umsorgt er reiche ausländische Privatpatienten, unter anderem den berühmten Tänzer Nijinsky, der ihn nach Amerika mitnehmen will. Militärdienst leistet er in einer psychiatrischen Abteilung, die in einem Grand Hotel einquartiert ist. «Es erstaunte mich, dass es so viele Nervenranke und Selbstmordkandidaten unter den Schweizer Soldaten gab.» Im Berner Oberland betreut er kranke Flüchtlinge, auch internierte. Ein Hotel-

brand vernichtet all sein Hab und Gut. Nach zwei Jahren Militärdienst widersteht er den Verlockungen der Privatklinik, wo er reiche Patientinnen zum Tanz zu begleiten hatte. «Ich wollte nicht Lohn und einen schönen Posten, sondern mich einsetzen, wo Gott mich hinführe.»

Als Aushilfsmasseur hat er einen Gärtnerburschen zu behandeln, der berichtet, dass in dem Appenzeller Heim für geistesranke und geistesschwache Patienten der Verwalter wegen Unterschlagung verhaftet worden sei. Die Schwester stehe mit einem Dutzend Patienten allein da.

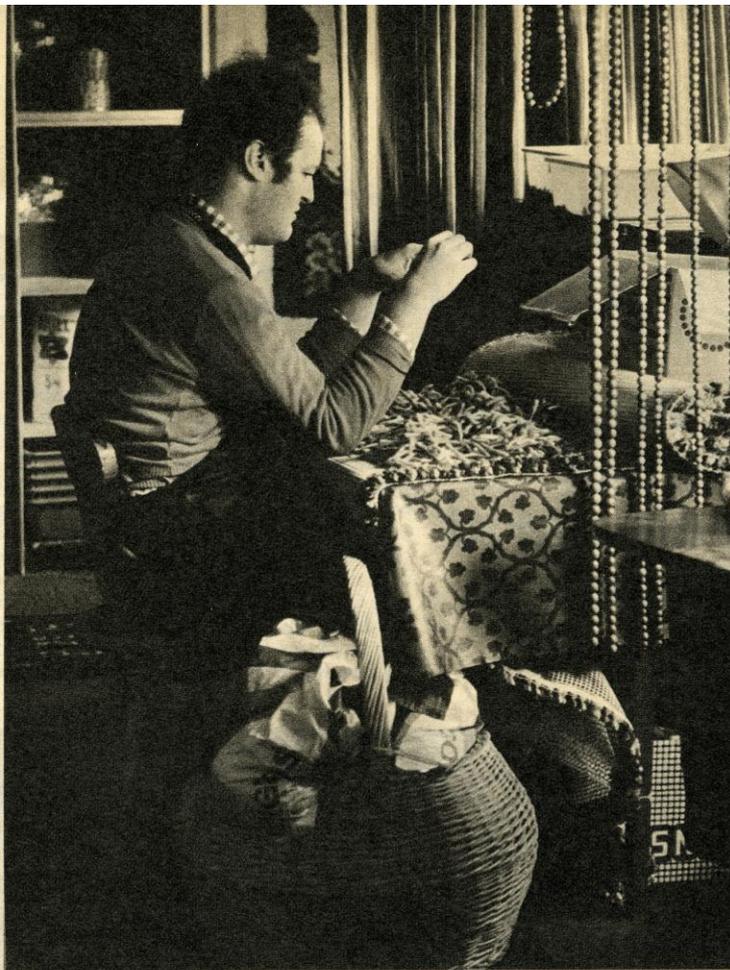
Das ist ihm ein Wink. Er setzt sich mit der Besitzerin des Heims in Verbindung. Vielleicht sei er bereit... Am 1. Januar 1962 übernimmt er das Heim, zusammen mit der treuen Schwester Margrith, die schon zehn Jahre hier arbeitet.

Was in der Folge geschieht, fasst er so zusammen: «Ich vertraute auf Gott, der mich hierher geführt hatte.» Es ist vorerst ein unaufhörlicher Kampf,



Das Heim «Morgenlicht» in Trogen, eines der sechs privaten, dezentralisierten Heime der Stiftung «Waldheim»

Selbst sonntags lässt «Studi» nicht von seiner Knüpfarbeit



Dr. med. H. W. Kanzler hat die medizinische Oberaufsicht. Mongoloide werden heute bedeutend älter als früher und bedürfen auch als Erwachsene der Betreuung



Die stärkeren der Patienten helfen den schwachen: Johann betreut den gelähmten Ueli



Fotos: Elisabeth Schweizer

den Josef Kämpf führt. Vor allem fehlt es an Geld. Dafür kann er alles brauchen, was er in seiner harten Jugend gelernt hat. Immer mehr Patienten wollen aufgenommen werden, immer mehr Platz wird benötigt. Fast visionär sieht er die Zukunft nicht in einem grossen, superhygienischen Heim, sondern in kleinen, einfachen Appenzeller Häusern, die ein familiäres Leben der Behinderten möglich machen. Er kauft eines nach dem andern, bekommt sie günstig angetragen, denn inzwischen hat sich ein weiterer Kreis von privaten Spendern ergeben, die Josef Kämpfs Werk unterstützen und ihm helfen, auch die Ärmsten aufzunehmen.

Wir sitzen mit ihm in seinem Zimmer, dem einzigen Raum im Haus, wohin er sich zurückziehen kann – falls ihm Felix nicht folgt. Seit zwanzig Jahren hat er keine Ferien mehr gemacht. Was er besitzt, wird derzeitig in die Stiftung übergehen. Und die Patienten? Er schweift ab. Spricht vom Neubau, der in Rehetobel neben dem Gründerhaus entsteht und Therapien bieten wird auch für die Patienten in den anderen Heimen. Er entsetzt sich über eine Fernsehsendung, von einer psychiatrischen Anstalt in einem Nachbarland handelnd, wo noch vieles so ist wie zu seiner Zeit – dreissig Betten in einem Raum, bei ihm sind es nur zwei oder drei –, mit dem Unterschied, dass man heute «Klinik» sagt. Und er verwahrt sich gegen den Begriff Erzieher, wo sie alle doch Betreuer seien.

Am meisten zu schaffen macht ihm das Problem, Mitarbeiter zu finden, denen es selbstverständlich ist, dass man solche geistig behinderten Menschen lieb hat. Wird er sich von eventuellen Bewerbern ein Diplom zeigen lassen? «Alle Diplome nützen nichts, wenn es an Einfühlungsvermögen und Hilfsbereitschaft fehlt.»

Sein eigenes Diplom hängt an der Wand. Er hat es nicht ein einziges Mal in seinem Leben gebraucht. gr